

## Zusammenhang zwischen biografischen Brüchen und Glücksspielsucht bei Frauen

### Einleitung ins Thema

Das Hauptthema unserer Forschungsarbeit ist die Glücksspielsucht bei Frauen. Wir möchten dabei die Ursachen einer Glücksspielsucht bei einzelnen Personen erforschen und zu erfahren, ob es geschlechterspezifische Ursachen gibt.

Das Hauptaugenmerk liegt aber bei den Ursachen für Glücksspielsucht bei Frauen.

Die Autoren Künzi, Fritschi und Egger (2004) beschreiben in ihrer Studie zur Spielpraxis unter anderem folgende Beweggründe (aus denen dann die Ursachen abgeleitet werden können), zu spielen: Geldgewinn, sozialer Hintergrund, Unterhaltung, soziale Kontakte und Machtfantasien.

Wir wollen uns auf den Aspekt, also den Beweggrund, des sozialen Hintergrunds konzentrieren: Wann wird der soziale Hintergrund zu einer Motivation, was für ein sozialer Hintergrund ist das?

Das heisst also auf unsere Arbeit angewendet: Wir wollen untersuchen, ob Zusammenhänge zwischen biografischen Brüchen, wie Trennung, Scheidung oder andere traumatische Erlebnisse, und dem Suchtpotential von Frauen bestehen.

Wir werden aber wie bereits erwähnt das Suchtpotential hinsichtlich der *Glücksspielsucht* in Betracht ziehen und andere Süchte nicht gross berücksichtigen. Unter Glücksspielsucht verstehen wir „... eine sogenannte nicht stoffgebundene Suchterkrankung... Bei diesen nicht stoffgebundenen

Suchterkrankungen werden keine Stoffe von aussen zugeführt, sondern die Sucht entsteht aus körpereigenen Regulationsvorgängen.“ (Güsser, 2007).

Wir beschränken uns auf Glücksspiele in Spielbanken wobei wir versuchen werden, uns auf Spiele wie Poker, Black Jack und Roulette zu beziehen.

Wir gehen davon aus, dass Spielsucht als Sucht bezeichnet werden kann. Deshalb werden wir am Anfang der Arbeit dem Begriff „Spielsucht“ für unsere Arbeit eine Definition geben und diese für unsere empirischen Untersuchungen verwenden. Es würde den Rahmen unserer Arbeit sprengen, gründlich auf die Eigenschaft einer Sucht, und was diese ausmacht, einzugehen.

Wir können also folgende Teilbereiche für unsere Arbeit festigen:

- Glücksspielsucht bei Frauen
- Ursachen von Glücksspielsucht
- Biografische Brüche von glücksspielsüchtigen Frauen
- Biografische Brüche als Ursache von Glücksspielsucht
- Unterschiede zwischen Männer und Frauen bezüglich Suchtpotential, Ursachen der Sucht und Therapie-Bereitschaft

### Stand der Forschung

Im Laufe unserer bisherigen Recherchen sind wir auf ganz viele verschiedene Datenerhebungen über Casinobesucher gestossen, welche ebenso verschiedene Ergebnisse aufzeigen. Unsere Annahme, dass Frauen stark in der Unterzahl sind hat sich bei einzelnen Statistiken bestätigt, aber es wurde zum Teil auch widerlegt. Beispielsweise hat das eidgenössische Justiz- & Polizeidepartement eine Studie des „Büro für Arbeits- & Sozialpolitische Studien BASS“ (Künzi, Fritschi, Egger, 2004) veröffentlicht,

in dem sich der weibliche Teil der sogenannten „Häufigspieler“ auf 45.7 % beläuft.

Des Weiteren gibt es Statistiken, die nur den Teil der Menschen erfassen, die sich in Therapie begeben haben und bei denen eine Glücksspielsucht diagnostiziert wurde. An diesem Punkt können wir ebenfalls ansetzen und die geschlechterspezifische Motivation der Betroffenen, in eine Therapie zu gehen, untersuchen. Aus unseren eigenen Vorstellungen assoziieren wir das Thema Spielsucht eher mit Männern, weshalb wir annehmen, dass bei Frauen diese Sucht eher ein Tabu ist als bei Männern. Im Gegenzug dazu ist aber allgemein bekannt, dass die Therapiebereitschaft von Frauen bei Suchterkrankungen höher liegt. Hier stellt sich die Frage, was sich stärker durchsetzt: Tabu-Effekt oder Therapiebereitschaft?

Was also vor allem auch ansteht in unserer Arbeit, ist eine Selektion der verschiedenen Statistiken und eine eindeutige Definition unserer Untersuchungsgruppe (siehe Kapitel „Bestimmung des Untersuchungsfeldes“).

#### Ausgangshypothesen

- Die Spielsucht von Frauen ist eine Folge von (negativen) biografischen Brüchen.  
Wir gehen davon aus, dass sich diese These im Gespräch mit den Betroffenen bestätigen lässt, da Suchtverhalten allgemein oft Folge einer negativen Erfahrung ist. Unter sozialen Brüchen verstehen wir dabei, ein Wendepunkt im sozialen Umfeld. Diese Wendepunkte können abrupt oder geplant sein. Wie zum Beispiel Scheidung, Tod eines Mitmenschen oder Erkrankungen.

- Frauen ohne stabiles soziales Umfeld haben ein grösseres Suchtpotenzial als Frauen in mit einem stabilen sozialen Umfeld  
Auch hier gehen wir davon aus, dass diese These wahr ist. Damit verbunden ist der Gedanke, dass Frauen mit einem stabilen sozialen Umfeld (Familie, Kinder aber auch Freunde und Bekannte) seelisch „gefestigter“ sind, ein grösseres Verantwortungsgefühl und das Bewusstsein einer Vorbildfunktion besitzen. Hier kann man auch den Begriff sozialer Netzwerke einfügen, der Begriff ist neutraler und verweist nicht nur auf Verwandtschaftsbeziehungen sondern auch auf Bekanntschaftsbeziehungen.
- Die geschlechterspezifisch unterschiedliche Tabuisierung der Spielsucht wirkt sich auf die Therapiebereitschaft der betroffenen Frauen aus.  
Wir nehmen an, dass das Suchtpotenzial bei Frauen kleiner ist als bei Männern. Dies hat zur Folge, dass sich die Gesellschaft, plakativ gesagt, eher an „süchtigen Männern“ gewöhnt ist, als an „süchtige Frauen“. Daraus folgt, dass die Hemmschwelle, sich als „spielsüchtig“ zu outen, wie bereits beschrieben, bei Frauen vermutlich höher ist als bei Männern. Sind es dann auch die Männer, die eher bereit sind, sich in Therapie zu begeben? Oder bestätigt sich die allgemein bekannte Tatsache, dass die Therapiebereitschaft von Frauen bei Suchterkrankungen höher liegt? Hier muss aber angeführt werden, dass dieser Zusammenhang uns wohl interessiert, aber nicht primär relevant ist für unsere Forschung, dies vor allem weil wir keine vergleichende Studie zwischen Männer und Frauen anstreben sondern uns nur auf

die Frauen konzentrieren möchten. Es wird höchstens dann zum Thema werden, wenn es in einem Interview zur Sprache kommt.

- Die finanzielle Lage ist ein wichtiger Faktor bei der Manifestation der Spielsucht.

Wir wollen untersuchen, ob die finanziellen Mittel überhaupt einen Einfluss haben auf die Sucht oder ob der finanzielle Aspekt keine Rolle spielt.

Statistische Untersuchungen existieren auch hier: „Der Anteil der Personen mit Casinobesuch steigt mit zunehmender Höhe der Einkommenskategorie. Die einzige Einkommenskategorie, welche dieser Tendenz nicht entspricht, ist die Kategorie der 0 bis 2'000 Franken verdienenden Personen“ (Künzi, Fritschi, Egger 2004: 62-63).

Wir werden deshalb untersuchen, ob sich diese Aussage bestätigt oder nicht.

Nebenbei wollen wir in Anbetracht dieses Themengebietes auch herausfinden, was die Knigge-Regeln und die „edle Verkleidung“ der Casinos selbst für eine Auswirkung auf das Publikum haben. Haben Frauen mit niedrigem Einkommen Mühe damit, oder stellt es erst Recht ein Reiz dar, in diese mystische Welt des Casinos einzutauchen? Ebenfalls soll in diesem Zusammenhang untersucht werden ob die finanzielle Lage die Wahrscheinlichkeit sozialer Brüche erhöht oder nicht.

Diese Thesen beinhalten viele verschiedene Teilaspekte. Wir möchten deshalb hier nochmals festhalten, dass unser Hauptaugenmerk, wie der Titel ja zeigt, auf dem Zusammenhang zwischen biografischen Brüchen und der Spielsucht, liegt. Ob und wie viele andere Themengebiete wir streifen

werden, steht noch offen (vor allem die vierte Ausgangshypothese ist noch nicht fest in unserer Planung miteinbezogen). Wahrscheinlich wird uns dies am Besten im Verlauf der Arbeit klar.

## Methode

Wir haben beschlossen, qualitative Interviews durchzuführen, um einen möglichst authentischen Einblick in die Problematik der Spielsucht bei Frauen zu kriegen. Wir gehen davon aus, dass mit dieser Methode interessante Ergebnisse zustande kommen werden und uns diese Methode auf Grund der zeitlichen und räumlichen Beschränkung einen tieferen Einblick verschaffen wird als eine quantitative Studie. Wir können uns dabei die Form des Leitfadeninterviews gut vorstellen. („Leitfadengespräche sind das einzig sinnvolle Forschungsinstrument, wenn Gruppen von Menschen, die auch in grossen Stichproben oft in zu kleiner Anzahl angetroffen werden, erforscht werden sollen“ (Friedrichs 1973: hier zit. aus Atteslander 2006: 132).) Die Form des narrativen Interviews (Ziel von narrativen Interviews ist das Verstehen, das Aufdecken von Sichtweisen und Handlungen von Personen sowie deren Erklärung aus eigenen sozialen Bedingungen (Hermanns 1981: hier zit. aus Atteslander 2006: 133).) wäre zwar auch vorstellbar, aber die Möglichkeit der besseren Vergleichbarkeit der Interviews, hat uns schliesslich zur Wahl des Leitfadeninterviews geführt. Eine weitere Option wäre eine Beobachtung von Personen im Casino, um das Verhalten von Spielsüchtigen zu erforschen. Jedoch ist dies wahrscheinlich kaum machbar und ein Gespräch mit einem Experten einer Fachstelle würde wohl bessere Ergebnisse liefern.

### Bestimmung des Untersuchungsfeldes

Vorgesehen sind Frauen im mittleren Alter (ab ca. 30 Jahren), da wir für unsere Interviews gerne jemanden als Untersuchungsperson haben, der schon über eine gewisse Lebenserfahrung verfügt. Wir wollen unser Untersuchungsfeld aber noch nicht hier im Forschungsdesign endgültig definieren, da sich dies noch ändern kann, wenn wir uns Zugang zu unserem Untersuchungsfeld schaffen.

Um uns diesen Zugang zu gewährleisten, wenden wir uns an Selbsthilfeorganisationen und Beratungsstellen. Wir erhoffen uns eine Beteiligung von circa 4-6 Frauen die bereit sind, über ihre Erfahrungen zu berichten.

### Machbarkeit

Kontakt zu den Probandinnen wollen wir mit Hilfe von Selbsthilfeorganisationen für Spielsüchtige oder Beratungsstellen herstellen. Die Machbarkeit der Forschung steht und fällt dann mit der Bereitschaft der Frauen, über ihre Erlebnisse zu berichten. Der zeitliche so wie der ökonomische Aspekt der Machbarkeit sollte kein Problem sein.

### Literaturliste

- Atteslander, Peter (2006): Methoden der empirischen Sozialforschung. 11. Aufl., Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Grüsser, Sabine und Ulrike Albrecht (2007): Rien ne va plus – wenn Glücksspiele Leiden schaffen. 1. Aufl., Bern: Hans Huber Verlag.
- Künzi, Kilian, Tobias Fritschi und Theres Egger (2004): Glücksspielsucht und Spielsucht in der Schweiz, Empirische Untersuchung von Spielpraxis, Entwicklung, Sucht und Konsequenzen. Zugriff am 1. Dezember auf <http://www.bj.admin.ch/etc/medialib/data/gesellschaft/lotteriere.Par.0008.File.tmp/studie-spielsucht-d.pdf>. 70, 71, 65.